



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

T a g e b u c h.

I.

Aus Paris.

Politische Kesseltickerei. — Folgen und Nichtfolgen der englischen Krise. — England in Frankreich erwartet. — Opernwahl. — Königliches Calembour. — Legitimistengerücht. — Literarisches. —

Eine Million für eine Idee! Wer hat eine zu verkaufen? Sie kennen das Buch Jérôme Paturot à la recherche d'une position sociale — ein noch viel besserer Stoff wäre ein Jérôme Paturot à la recherche d'une idée. Sehen Sie die Oppositionsblätter, wie sie ringen und sich abmühen, um aus den alten Stichwörtern einen Golem zusammen zu kneten, den sie der Tages = Gule Guizot als Vogelscheuche entgegensetzen könnten; den Golem hätten sie wohl, aber die Seele um ihn zu beleben fehlt. Frankreich sollte, könnte, müßte anders sein, und wäre der Geist der heutigen Franzosen ein anderer, dann könnte auch Meister Guizot nicht den Hammer führen. Aber wenn man auch dem Premier seinen Hammer entreißt, wird Meister Thiers, Meister Molé etwas Gescheueres herauszuschlagen? Ein Kesselticker wie der andere, und bei dem lauen Wasser das dieser Kessel heute enthält, bei dem Hauptbedürfniß, das heute Frankreich von oben bis unten durchdringt, sein Huhn wie zu den Zeiten jenes guten Henri quatre in diesem Kessel zu kochen, ist Herr Guizot der beste Koch, und das Geschrei gegen ihn ist Brod = und Küchenneid. Die Ministerkrise in England kam allerdings wie ein Blitz aus blauem Himmel und gab der Parthei des kleinen Thiers neuen Muth zum Sturmlaufen; Palmerston und Thiers sind wie die stamesischen Zwillinge, sind hinten aneinander gewachsen, und wenn sie sich daher auch — wie 1840 bei der orientalischen Frage — mit dem Rücken heftige Stöße geben, so

sind sie doch wie durch einen Schicksalspruch an einander geheftet und sehen auch an Charakter einander ziemlich ähnlich. Kommt Palmerston ins Ministerium, so muß Thiers an Guizots Stelle, meinte sogleich das Centre gauche; eine Whigregierung in England muß ein Ministerium der Linken in Frankreich zu Folge haben. Da sehen Sie diese Franzosen, die à la tête de la civilisation gehen wollen, wie sie an den Schwanz Englands sich hängen. In London erklärten die Führer des einen Systems, daß sie nach ihrem Principe in diesem Augenblicke nicht regieren können und Sir Robert Peel rieth selber, es mit dem andern Princip zu versuchen. Sollte nun etwa Guizot dem König rathen, die Principe des Herrn Thiers auf die Bühne treten zu lassen? Wo sind denn diese Principe, und wodurch unterscheiden sie sich von der gegenwärtigen Leitung? Diese Frage stellt sich im Grunde jeder Besonnenen in Paris und darum hat die Opposition nie ein größeres Bedürfnis gefühlt, irgend einen neuen Gedanken auszugraben wie jetzt. Und doch trotz aller Gedankenleere, trotz des Umstandes, daß die Opposition noch nicht den Mauerbrecher gefunden hat, mit dem sie eine Bresche in das gegenwärtige Cabinet bohren kann, läßt sich mit Bestimmtheit voraus sagen, daß Guizot die nächste Kammeression nicht aushält. Mit Bestimmtheit? Ein Cabinet das wie das Guizot'sche oft mit zwanzig, mit vierzehn, ein Mal ja sogar mit eilf Stimmen Majorität weiter zu regieren wagte! Und nun gar, da sich zeigt, daß Sir Robert gar fein gespielt hat, daß die Whigs die Feuerprobe nicht ausgehalten, und Peel das Ruder fester in die Hand genommen, als er es zuvor hielt. Nein, nur soviel darf man wagen mit Bestimmtheit zu behaupten: wäre ein Whigministerium zu Stande gekommen, so hätten wir, ehe zwei Monate vergingen, hier ein Ministerium Thiers gehabt. Palmerston und Thiers sind Hahn und Kater in einem Hofe, und — der europäische Hühnersteig wird die Folgen sehen. —

Eine der kleinern Folgen dieser Ereignisse hätte die pariser Neugierde um eine ihrer Freuden bringen können, auf die man schon jetzt vorbereitet ist. Sie wissen, daß die Königin von England dieses Jahr Paris besuchen will, und es handelt sich dabei nicht um einen Familienbesuch wie in Eu, sondern von einer feierlich königlichen Reise einerseits und von einem solennellen königlichen Empfang andererseits — es handelt sich mit andern Worten, den dießjährigen englischen Besuch am Rhein zu paralysiren, wenn nicht gar zu verdunkeln. Bekanntlich ist die Königin von England persönlich eine große Franzosenfreundin, mehr als die Erbin des Sieges von Waterloo zeigen darf und kann. Die Luft Paris zu sehen wird von der lebenslustigen Königin unter dem Mantel einer politischen Manifestation verhüllt, während Louis Philipp den Vortheil benutz, seine politischen Zwecke unter der Decke der Galanterie gegen eine Dame verstecken zu können. Der Umstand, daß der eine Monarch ein Greis und der andere eine

Frau ist, nimmt den eifersüchtigen Blicken der beiden Nationen viel von ihrer lauenden Schärfe und erleichtert diese Art, der Entente cordiale Vorthell bringende Besuche. Zum Empfang der Königin wird das große Trianon — das Palais welches Ludwig XVI. und Maria Antoinette bewohnten — als Absteigequartier eingerichtet, und eine Menge Arbeiter sind bereits jetzt beschäftigt es auf das prächtvollste herzurichten. Louis Philipp selbst leitet diese Vorbereitungen, und es ist charakteristisch, daß er sich bereits vorige Woche das Opernrepertoire vorlegen ließ, aus welchem eine Oper auszuwählen wäre für eine außerordentliche Vorstellung im Opernsaal von Versailles, welche ganz in dem prächtigen Style Ludwigs XIV gehalten werden soll. Die Wahl des Königs fiel zuerst auf eine ältere, in Deutschland ganz unbekannt Oper: die Caravanne von Caïre, weil der Text dazu von Ludwig XVIII selbst gedichtet wurde (auf dem Theaterzettel stand immer der Pseudonym Morel). Allein man machte den König aufmerksam, daß in der großen Arie, welche den Glanzpunkt und die Schlußentwicklung dieser Oper bildet, zu wiederholten Malen die Worte: „La victoire est à nous!“ vorkommen, und es schien unschicklich, in Gegenwart einer fremden Königin eine derartige Fanfaronade zu singen. Der König, der einen feinen Tact für den Spott der kleinen Blätter hat, machte lachend die Bemerkung, daß der Charivari und Punch nicht unterlassen werden das la victoire est à nous zu commentiren, da ja die Königin selbst Victoire heißt. Nach kurzem Hin- und Hersuchen wurde endlich die Armide von Gluck gewählt; Auber hat sich anheischig gemacht, diese Oper von Neuem durchzusehen und zu retouchiren, so wie auch die Hauptpartie für die Sängerin Stolz zu transponiren. Auber und Gluck sind zwei etwas starke Gegensätze! Die modernen Componisten sollen überhaupt brummen, daß man sie übergangen; nun, wenn nicht andere Leute mittlerweile hineinbrummen, von den Tactirstäben der Kapellmeister ist keine Störung der Harmonie zu fürchten.

Die Legitimisten haben folgendes Gerücht ausgesprengt: der Herzog von Luna habe nach allgemeinem europäischem Hofbrauch, seine Heirath mit Mademoiselle (der Schwester des Herzogs von Bordeaux und Enkelin Karls X) auch Louis Philipp notificirt. Diese Notification soll eine sehr lebhaft Ministerdebatte zur Folge gehabt haben, und endlich sei beschloffen worden, sie nicht — im Moniteur zu veröffentlichen. Auch werde der Brief des Herzogs von Luna unbeantwortet bleiben. Eins ist so unglaublich wie das andere, denn es wäre unpolitisch, grob und plump.

In der Literatur ist ziemlicher Stillstand. Ponsard hat eine neue Tragödie geschrieben Agnes de Merante. Ein satyrischer Roman von Souvestre: die Welt wie sie sein wird, ist im Style Swifts, und spielt im Jahre 3000!

II. Aus Wien.

Gen. Lieutenant von Tettenborn. — Die Unruhen im Kirchenstaat. — Die päpstliche Eisenbahn. — Das Stück des Censors. — Die Oper des Theaters an der Wien. — Sieg der Cabale über die Polizei.

Die hiesige Diplomatie hat durch den Tod des Generallieutenants von Tettenborn, welcher seit dem Jahre 1818 als großherzoglich badischer Gesandter am kaiserlichen Hofe lebte, einen Verlust erlitten, welcher freilich mehr in geselliger Beziehung, denn in staatlicher Hinsicht empfunden werden dürfte, denn der Verewigte war ein seltenes gefelliges Talent, und sein Salon ein Sammelplatz der elegantesten und geistreichsten Gesellschaft. Baron Tettenborn war am 19. Februar 1778 geboren und erreichte somit ein Alter von 67 Jahren. Sein Vater stand als Oberjägermeister in Rastadt in kurfürstlich badischen Diensten und war in früherer Zeit gleichfalls Militär gewesen. Der Sohn kam, 13 Jahr alt, als Page an den kurmainzischen Hof und mußte sich sammt dem ganzen, üppigen Hoflager bei der Annäherung der Franzosen im Jahre 1792 flüchten. Darauf wandte sich der junge Tettenborn nach Waltershausen, wo er unter Bechsteins Leitung den Forststudien oblag. So wollte es sein Vater, doch kaum war dieser todt, so gab er dieses Studium auf und trat als Cadet in die Reihen des österreichischen Heeres, in dem er die meisten blutigen Feldzüge des französischen Revolutionskrieges mit machte, bis zum Jahre 1812, wo er, um gegen Frankreich kämpfen zu können, in russische Dienste übertrat. Als Oberstlieutenant focht er in den heißesten Schlachten dieses ewig denkwürdigen Winterfeldzuges gegen die fremden Invasionsheere und war der erste, welcher an der Spitze eines fliegenden Corps die Weichsel überschritt, welche Anfangs als Haltpunkt bezeichnet wurde, und auf deutschen Boden die Fahne des Erretters pflanzte. Nach dem ersiegten Weltfrieden trat Tettenborn in die Dienste desjenigen Staates, dem er durch den Zufall der Geburt angehörte, und ging 1818 als badischer Gesandter nach München, welchen diplomatischen Posten er aber schon im folgenden Jahre mit der weit angenehmeren Stellung in Wien vertauschte.

Die wiederholten Gerüchte von dem Plane des jungen Italiens zu einem neuen Handstreich in der Romagna haben unsere Regierung zu einigen Vorsichtsmaßregeln bewogen, um die Ohnmacht der päpstlichen Regierung zu stützen und das tolle Unternehmen im Keime zu ersticken. Aus den Häfen von Triest und Venedig sind einige Kriegsfahrzeuge an die Küsten des Kirchenstaates abgefeselt, um daselbst jede etwaige Landung von Corfu oder Malta aus mit Nachdruck verhindern zu können. Die 17 nach Fiume verschlagenen italienischen Insurgenten sollen gleichfalls nicht an die päpstliche Regierung ausgeliefert werden, sondern Pässe nach Frankreich und England erhalten. Dagegen erhielt der spanische General Prim, der von der Propaganda

mit Geld und Versprechungen gewonnen worden, bei seiner Ankunft in Mailand die bestimmte Weisung, statt seine Reise nach Florenz fortzusetzen, nach Genua zurückzukehren. Auf unserer Börse erregt die Nachricht von der Entschließung Seiner Heiligkeit, den Bau einer Eisenbahn durch das Gebiet des Kirchenstaates an die neapolitanische Grenze zu gestatten, keine geringe Sensation, indem sich die Börsenleute mit der Hoffnung schmeicheln, da auch die Actien dieser Bahn gleich den übrigen Italiens hierwärts kursfähig sein würden, was indeß noch immer einigem Zweifel unterliegt. Dagegen ist es nichts weniger als ungewiß, daß es lediglich die nachdrückliche Verwendung der österreich. Regierung gewesen, welche die päpstliche Curie zu dieser Concession an die Zeitbedürfnisse vermochte, indem sie derselben vorstellte, daß die Unzufriedenheit der Delegationen wol hauptsächlich in Folge der Nahrungstlosigkeit und des Niederhaltens des industriellen Geistes zu offenbaren Kundgebungen schreite, welche nicht bloß das Gedeihen und die Ruhe des Kirchenstaates selbst, sondern die Ruhe und die Wohlfahrt des gesammten Italiens stören. Auch soll die militärische Wichtigkeit eines von der Lombardei bis nach Neapel reichenden Schienenweges ins rechte Licht gesetzt worden sein, denn durch diese Linie gewonnen alle italienischen Staaten, die das gleiche Staatsprincip mit Oesterreich theilen, eine gewisse solidarische Sicherheit gegen jeden Angriff zur See und nur eine Flankirung über Piemont könnte diese starke Stellung ernstlich gefährden.

Im Hofburgeheater wurde vor ein paar Tagen das neueste Lustspiel: Die rothe Schleife „von Deinhardstein“ gegeben. Die Handlung der Novität berührt das vertraute Verhältniß Voltaires zur Marquise Duchatelet und dreht sich hauptsächlich um die Schwierigkeiten, mit welchen der berühmte Schriftsteller bei seiner Wahl in die Akademie zu kämpfen hatte und welche auch heut zu Tage nicht viel geringer sein mögen. Voltaire macht die Aufnahme in die Akademie zur Bedingung seines Bleibens in Paris, da er eben erst eine höchst schmeichelhafte Einladung von Seiten des preussischen Königs nach Berlin erhalten hat, und nun läßt die geistreiche Dame alle Federn springen, um ihren Schülging in dem Rath der Bierzig einzuschmuggeln, was ihrer List denn auch vollständig gelingt. Der Dialog ist voll witziger Dialektik, aber Voltaire selbst erscheint in einer so abgefärbten Gestalt, daß der Philosoph des 18. Jahrhunderts, dessen Ideen die sociale Umwälzung vorbereiteten, darin kaum zu erkennen ist. Zudem wird das Liebespiel, worin die Art und Weise, wie Voltaire lieben könne, durch die gemeine Bedingung, welche den Entschluß der Neigung zum Resultat der Wahlurne in der akademischen Versammlung stempelt, jedes höheren Interesses entlediget und in die ordinärste Region des Eigennuzes und der Eitelkeit herabgezogen. Deinhardstein ist mit diesem zu einem Intriguenstück ganz vortrefflich.

chen Sujet an unseren jämmerlichen Censurschranken gescheitert, die er freilich in seiner Stellung als Censor selbst am Besten kennen mußte, er hat sich auch als Censor bei der Auffassung des Stoffes bewährt und Alles ängstlich weggeschnitten, was nur entfernt Veranlassung sein konnte, bei der Sicherheitsbehörde der Literatur den mindesten Anstoß zu finden, weshalb ein hiesiger Kritiker mit Recht sagen konnte: Es muß dem geistreichen Verfasser unendliche Mühe gekostet haben, Voltaire so viel Geist zu nehmen, bis er für seinen dramatischen Zweck unter den gegebenen Verhältnissen verwendbar war. Bemerkenswerth ist übrigens, daß bei der Darstellung dieses Stückes wieder einmal offenbar wurde, wie manche unserer sich unfehlbar und unerreicht dünkenden Schauspieler den Namen Voltaire, der doch in Aller Mund ist, nicht richtig aussprechen können.

Im Theater an der Wien ging der „Freischütz“ von Weber mit großem äußern Aufwand in die Scene und errang einen glänzenden Succes. Die Frauenpartien waren in den Händen der Damen Frankh-Wirmsler und Eder. Die Erstgenannte ist eine ausgezeichnete Sängerin und überraschend schöne Erscheinung, und hat in früherer Zeit bereits sehr gelungene Proben ihrer Künstlerhaft abgelegt, bis sie Ritter von Frankh, der jetzige Redacteur der „Wiener Zeitschrift“ welcher damals das deutsche Theater in Pesth leitete, ehlichte. Frau Frankh-Wirmsler hat entschieden durchgegriffen und wird fortan eine Zierde der Opernbühne an der Wien bleiben, nachdem es den Ränken der Coulissenwelt gelungen war, die gefürchtete Rivalin von der Bühne des Hoftheaters fern zu halten, wo sie trotz des ausdrücklichen Befehls des Polizeipräsidenten, keinen Part erhalten konnte.

III.

A u s P e s t h .

Einwohnerzahl. — Ein Tunnel. — Baron Sina. — Die musikalische Saison. — Felicien David. — Eine Kunstakademie in Aussicht. — Seidenbau. — Der künftige Reichstag. — Deutsche Journalistik. — Magiarische Dichter. — Protection. — Literarisches. — Neuer Fortschritt der Ungarischen Sprache. —

Unter der Regierung der Kaiserin Maria Theresia hatte unsere Stadt nur eine Bevölkerung von 12000 Seelen, welche seitdem aber, von dem Aufschwunge des Handels begünstigt, so beträchtlich angewachsen ist, daß sie gegenwärtig zu den bedeutendsten Städten der Monarchie gehört und täglich an Umfang, Menschenzahl und Lebensregung gewinnt. Die von dem Magistrat vorgenommene und nunmehr beendete Zählung weist eine Bevölkerung von 88,618 Seelen aus, worunter 52,727 Katholiken, 4,521 Apatholiken und 10,000 Juden. Unter der genannten Zahl befinden sich auch 21,312 Personen, welche als Eingewanderte zu betrachten sind und der dienenden

Volksklasse angehören. — Mit unserem Eisenbahnenbau steht ein großartiges Project in engster Verbindung und nach dem Gutachten Sachverständiger unterliegt die Ausführbarkeit desselben gar keinem Zweifel. Wenn demnach die technische Möglichkeit der Sache gesichert erscheinen mag, so ist dies doch nicht von der finanziellen zu behaupten und ohne diese würde die erstere bald in ihr Nichts versinken. Wir meinen die Idee eines Tunnels, der durch den Festungsberg bei Ofen gegraben werden soll und wozu bereits die Erlaubniß eingeholt ward, welcher aber einen nicht geringen Aufwand von Geldmitteln erfordern würde und deshalb noch ziemlich problematisch erscheint, trotzdem daß dieses etwas abenteuerliche Project, wie jeder extravagante Gedanke in Ungarn von der hiesigen Journalistik sehr heiß und vielseitig besprochen wird. Bei der Ausführung dieser kostspieligen Idee ist eigentlich Niemand betheiligt, als der Brückenpächter des im Bau begriffenen großen Kettensteiges, Baron Sina in Wien, indem durch die Führung der Bahnlinie durch den Festungsberg von Ofen die gesammte Frequenz auf die Kettenbrücke geleitet würde und der Ertrag derselben mithin sich ins Ungeheure steigern müßte. Es entsteht nun der Zweifel, ob Baron Sina doch ihm durch dieses theuere Kunststück erwachsenden Vortheil so hoch anschlägt, um die Kosten des kolossalen Tunnels willig zu übernehmen.

Die musikalische Saison hat in dem laufenden Jahre sehr glänzend begonnen, mit Thalberg und David. Der Erstere fand jenen pflichtmäßigen Enthusiasmus in Bereitschaft, wie er bei uns stets vorhanden ist, wenn auch das Herz von den lärmenden Variationen nicht das Mindeste fühlt; jedenfalls ist der berühmte Klaviervirtuose befriedigter von dannen gezogen, als von der Residenz, wo er nach seinen eigenen Aeußerungen mit einer „empörenden Gleichgültigkeit“ aufgenommen worden. David fand hier wie in Wien eine höchst ehrenvolle Aufnahme und seine berühmte Wüstensymphonie befriedigte allgemein. David hat einen glücklichen Wurf gethan und von diesem Wurf wird er so lange als möglich zu zehren suchen; er ist eines jener Talente, die durch Enthaltfamkeit gekräftigt, eine plöbliche That verrichten, welche Staunen erregt, aber unter der Wucht dieser einzigen That erliegen und nicht die Kraft besitzen ihr einen ebenbürtigen Nachfolger zu geben. Wir erwarten mit dem nächsten Tage seinen Landsmann Berlioz. — Die allgemeine Klage über die Flachheit und Zerfahrenheit der hiesigen Kunstzustände hat doch endlich die Wirkung gehabt, daß man an eine Verbesserung dieser traurigen Lage denkt, und die zerstreuten Künstler, welche zersplittert verkümmern, durch Centralisation zu heben und zu leiten gesonnen ist. Der Maler Marraston hat von der Staatsregierung die Bewilligung zu der Errichtung einer Akademie der bildenden Künste erhalten, und es sollen die Statuten derselben in Bälde gedruckt erscheinen. Vor Allem

möchte es nothwendig sein, daß sich ein aufgeklärter und patriotisch führender Mann aus unserer Aristokratie an die Spitze der neuen Schöpfung stelle, denn Ungarn ist einmal ein wesentlich aristokratisch organisirtes Land, in dem, wie die Sachen jetzt stehen, nie etwas Großartiges gedeihen wird, ohne den Schutz und Vortritt irgend eines populären und glänzenden Mannes des hohen Adels. Daß die Statuten in einem liberalen Geist abgefaßt werden und das Patronatswesen nicht die Oberhand gewinne, wie dies leider in Wien der Fall ist, wäre sodann die zweite, nicht minder wichtige Hauptbedingung zum einstigen Gedeihen des jungen Instituts.

Ungarns Seidenzucht will durchaus nicht jenen Aufschwung nehmen, den sie in Berücksichtigung der gebotenen Verhältnisse leicht nehmen könnte, und wenn sich die Schreckensgerüchte von dem Seidenbau in China und Indien bestätigen, wie es allen Anschein hat, so dürfte freilich ihr Todesstündlein geschlagen haben. Im letzten Jahre betrug die von dem Großhandlungshause Hoffmann von Hoffmannsthal übernommene Einlösung der in Ungarn erzeugten Seide 161,286 Pfund Galetten, wofür die Summe von 99,170 Gulden C. M. ausbezahlt wurde, so daß das Pfund auf 36 Kreuzer zu stehen kam. Da nun 12 Pf. Galetten auf 1 Pfund reiner Seide gerechnet wird, so ergibt sich ein Gesammtterragniß von 1400 Zentner, der Zentner zu $7\frac{1}{2}$ fl. ungefähr. Die ungarische Seide ist nichts weniger als ausgezeichnet, woran wohl hauptsächlich die nachlässige Behandlung der Cocons Schuld sein mag, denn der ungarische Landwirth besitzt durchaus nicht jene zarte und emsige Sorgfalt, die zu einer lohnenden Pflege dieses Erwerbszweiges nöthig ist, und beschäftigt sich allzuviel mit rauhen Arbeiten und mit Züchtungen, die nur geringe Aufmerksamkeit erfordern. Man hat bemerkt, daß zu einer glücklichen Pflege des Seidenwurms eine gewisse Stufe der Civilisation und allgemeinen Volksbildung erforderlich ist, welche hier im Großen noch lange nicht gefunden wird und so mag sich denn der Ungar bis auf Weiteres mehr auf Viehzucht und Tabaksbau werfen, als auf Seidenzucht und Luxusindustrie.

Es erhält sich fortwährend das Gerücht, daß der Reichstag im Frühling des nächsten Jahres in Preßburg zusammenberufen werden solle, um einige wichtige Fragen der materiellen Landeswohlfaht ins Reine zu bringen, vor allem die Besteuerungsfrage und sodann das Zollsystem an der Grenze der deutschen Erbländer. Die Regierung wird es sich ohne Zweifel sehr angelegen sein lassen, Ungarn von der unfruchtbaren Bahn der staats-theoretischen Streitigkeiten auf den Weg der materiellen Interessen abzulenken, und in der That dürfte dem Lande Glück zu wünschen sein, sobald es dem vereinten Bestreben der Regierung und der Stände gelänge, ohne Beeinträchtigung der constitutionellen Freiheiten, der Nation eine minder abnorme Stel-

lung in Europa und zu dem österreichischen Staatenverbände insbesondere, zu verschaffen. Durch eine systematische Opposition könnte das Land unter den bestehenden Staatsverhältnissen nur verlieren, denn im besten Falle wäre ein trauriger Stillstand das ganze Resultat, das die starre Opposition zu erzwingen im Stande, während eine vorzugsweise Berücksichtigung der materiellen Landeswohlfahrt das Volk kräftigen und erst zu einer wirklichen Opposition befähigen würde. Die Nationalparthei, welche das Heil und die Zukunft Ungarns lediglich im Separatismus sucht, sollte nicht vergessen, daß die großen Zugeständnisse, welche die Regierung ihren Forderungen in Betreff der magyarischen Sprache gemacht hat, die Lebensfähigkeit und Zukunft der ungarischen Nationalität für immer festgestellt haben, und es jetzt an der Zeit wäre, die noch ausstehenden Guthaben, wie gerecht sie auch sein mögen, bis auf besserer Lage zu verschieben, um vorderhand die gesammte Kraft auf die Förderung des Wohlstandes zu richten. Es darf ihrer Berechnung nicht entgehen, daß eine Hebung und Erkräftigung der Volkszustände im Allgemeinen, statt ihren Absichten zu widerstreiten, gerade im Sinn und Plan der Opposition liegen muß, denn ein wohlhabendes und selbstständiges Volk ist jedenfalls geeigneter zu einer würdigen, oppositionellen Haltung in wichtigen Landesfragen, als eine arme, dumme Horde, die den Anstoß des Augenblicks und der Macht der Gewalthaber unbedingt gehorcht. Wenn daher die Nationalparthei wirklich die Zukunft im Auge hat und nicht den flüchtigen Moment und ihre eigene Wichtigkeit, so muß sie auf die materielle Richtung des Zeitgeistes bereitwillig eingehen, deren Ausbeutung das Land allein in Stand setzen kann, seine rückständigen, staatsrechtlichen Forderungen in zukünftigen Tagen mit Nachdruck und Erfolg durchzukämpfen. Man sagt, die Regierung wolle nur einige Zugeständnisse in diesem Sinne erobern, um alsdann die Abdankung des jetzigen Palatinus anzunehmen, welche von demselben schon zu wiederholten Malen nachgesucht wurde.

Die deutsche Tagespresse bemüht sich sichtbar nicht allzusehr im Rückstand zu bleiben und dem Impuls zu folgen, der von der magyarischen Journalistik ausgegangen ist. Die Pesther Zeitung unter der Redaction des Dr. Glas gewinnt täglich an Bedeutung und Abonnenten, obschon sie sich zu sehr als Regierungsblatt gestaltet und die deutsche Farbe lediglich in der Sprache zu Tage tritt, nicht aber in Gesinnung und politischer Bestrebung. Sie brachte in den letzten Tagen eine lange Reihe von Briefen, in denen das Montanismum und das in Berathung stehende neue Berggesetzbuch erörtert ward, und ob zwar sie manches Goldkörnlein enthielten, das fiskalische Interesse, die Staatsanwaltschaft offenbar zu grell hervortrat. Das Feuilleton wird von dem Ritter von Levitschnigg geleitet, dessen neue Gedichtsammlung im Kurzen in einer Wiener Buchhand-

lung erscheinen soll. Die Preßburger Zeitung, der man lange den gegründeten Vorwurf machte, nur während des Reichstags lesbar zu sein, zeigt seit einiger Zeit gleichfalls einen frischeren Lebensodem und der Redacteur derselben, Herr Neustadt, besitzt allerdings die Fähigkeit sein Journal in ansprechender Weise zu führen, sobald seine Wirksamkeit nur nicht durch fremde Ereignisse gestört und paralysirt wird. Herr Adolf Neustadt befand sich einige Zeit hier und hat uns mit einer Erweiterung der Concession verlassen, die dem von ihm redigirten Blatte gewiß sehr förderlich sein wird. Der aus Leipzig nach Pesth übergesiedelte Literat Julius Seidlitz, welcher eine geraume Zeit in der hiesigen deutschen belletristischen Journalistik thätig war, ist einem Rufe nach Wien gefolgt, wo er beim „Humoristen“ mit 800 Gulden Fixum angestellt ward. Ein Band Novellen von ihm ist in Wien gedruckt worden.

Die ungarischen Dichter haben trotz der mit unter höchst lästigen Exklusivität des aufstrebenden Nationalgeistes, wenn sie nicht von Geburt begütert sind, wie dies z. B. bei den Gebrüdern Kisfaludy der Fall war, häufig ein gar trauriges Loos. Nicht jedem Talente gelingt es einen Gönner zu finden, der das Füllhorn des Ueberflusses auf das vom Nimbus der Genialität umstrahlte Haupt ausschütete, und mancher junge Geist verkümmert in den trüben Regionen der Armuth, ohne das Licht leuchten zu lassen, womit die Vorsehung ihn, oft zu seinem Unglück, beschenkt hat. Daß man aber einen feurigen Dichtergeist, wie den jungen Lyriker Petöfi, dessen Beruf zur Poesie längst bekrundet ist, der Noth und Verzweiflung überläßt, gereicht dem ungarischen Patriotismus zur brennenden Schmach. Ein so hervorstechendes Talent verdiente die öffentliche Theilnahme in hohem Grade und sollte zum Mindesten vor der traurigen Nothwendigkeit gesichert sein, aus Brodmangel in die Kaserne zu flüchten. Petöfi, der im Vertrauen auf sein Talent und den Nationalgeist seiner Landsleute, aus den Reihen des Heeres getreten, um sich der Literatur und dem Ruhme seines Vaterlandes zu weihen, ist abermals als gemeiner Soldat eingetreten und hat vielleicht auf immer die undankbare Leyer mit dem stummen Schwerte vertauscht. Statt alte, wohlbegüterte, in gesicherter Stellung befindliche Schriftsteller zu beschenken, die ohnedem aus ihren Werken Ruhm und Gewinn ziehen, wie dies noch unlängst dem Epiker Börösmarty von Seiten des Grafen Bathany wiederfuhr, wäre es besser die kämpfende Jugend, sobald sie nur einmal sprechende Proben abgelegt und nicht zur nichtigen Aufgeblasenheit zählt, mit starker Hand aus dem Sumpf einer drückenden Lebensstellung herauszuheben.

Der Buchhändler Heckenast, der eine rüstige Thätigkeit entfaltet und seit dem Beginn seines Verlagsgeschäfts eine Reihe werthvoller Schriften sowohl in deutscher als ungarischer Sprache gedruckt hat,

ist nach Leipzig gereist, um sich dort mit der Tochter des wackern Buchhändlers Otto Wigand zu vermählen. Möchte diese Verbindung dem schon jetzt ausgedehnten Geschäftsbetriebe der Firma Heckenast und Landemar einen neuen Impuls verleihen: solcher wäre der Literatur und zumal dem deutschen Sprachelement gar sehr zu wünschen. Der neueste Roman von dem beliebtesten Romanschriftsteller, Baron Josska, welcher bereits im Feuilleton des Buda-Pesti-Hirado großes Aufsehen erregt hatte, hat nunmehr unter dem Titel: „Neigung und Wille“ die Presse verlassen und findet in den Kreisen der höheren Gesellschaft sowohl, als auch in der Sphäre der großen Lesewelt die günstigste Aufnahme.

Privatnachrichten aus Wien bringen die erfreuliche Mittheilung von einer Entschliessung des Königs, wornach die Cameralbehörden Ungarns angewiesen werden sollen, in Zukunft sich statt der deutschen und lateinischen Sprache bei ihrer Correspondenz mit der k. Statthalterei, und den übrigen k. Behörden der ungarischen Sprache zu bedienen; nur die Amtscorrespondenz mit den deutschen Centralstellen in der Residenz bleibt noch deutsch. Auch und alle Ausfertigungen an die Parteien Pässe in das Ausland, sollen hinfort von den Cameralbehörden, gleich den Comitatsbehörden, in ungarischer Sprache ausgestellt werden.

Ein Deutschungar.

IV.

Aus Berlin.

Die preussischen Duellgesetze und der Rheinische Beobachter. — Die Schulmeister in aller Sittlichkeit. — Literarische Inspectur. — Regierungsorgane. — Herr von Arnim. — Preßpolitik.

Sie haben jüngst der preussischen Duellgesetze erwähnt, und gesagt, diese seien in ihrer jetzigen Gestalt geeignet, den Bürger von jedem Zweikampfe mit dem Militair abzuschrecken, nicht aber umgekehrt, weil, während jener nach dem strengeren Allgemeinen Landrecht gerichtet werde, dieser mit leichterer Bestrafung davon komme. Sie hatten vollkommen Recht; aber hüten Sie sich dessenungeachtet! Sie bekommen es mit dem Rheinischen Beobachter zu thun. Die durch zwei Verordnungen vom Jahre 1843 und durch drei Verordnungen vom Jahre 1844, sowie endlich durch das im Jahre 1845 publicirte Strafgesetzbuch für das Heer geregelte Bestrafung der Duellanten aus dem Officierstande, sagt der Rheinische Beobachter, sei nicht mit den

hier einschlagenden Bestimmungen des Allgemeinen Landrechts zu vergleichen sondern mit — denen in dem „Entwürfe eines Allgemeinen Strafgesetzbuches“, welcher kürzlich den Provinzialständen vorgelegt worden. Sonderbar! werden Sie sagen; bereits bestehende Gesetze mit noch gar nicht eingeführten, sondern nur erst als Embryo vorhandenen zu vergleichen, um daraus die Gleichheit des Rechts zwischen dem unter jenen stehenden und dem noch nicht unter diesen stehenden Stande zu folgern! Ja wohl, sonderbar. Aber Sie kennen ja bereits die Logik des Rheinischen Beobachters. — Nun gut! lassen wir uns die Art und Weise wie dieser Beobachter beobachtet, einmal gefallen; denken wir uns den Strafgesetzentwurf zum wirklichen Gesetze geworden, und acceptiren wir die Vergleichung des für die Militaires geltenden Duellgesetzes mit dem entsprechenden des neuen bürgerlichen Strafgesetzbuches! Was wird das Ergebnis sein? Dies, wie der Rheinische Beobachter selbst gesteht, daß für die gewöhnlichen Fälle, nämlich, wo der Tod eines Duellanten nicht erfolgt, das Strafmaß für die Militaires durchgängig geringer gegriffen ist, als das für die Civilpersonen. Aber — der Rheinische Beobachter läßt sich durch eine solche Kleinigkeit noch lange nicht aus dem Felde schlagen. Hören Sie nur! „Der Grund“, sagt er, „der Grund dürfte einfach der sein, daß grade rücksichtlich dieser einfachen Duelle die Versuchung für Officiere viel größer ist, als für andere Staatsangehörige.“ Nicht wahr, das ist vortrefflich auscalculirt. Leute von gemeinem Verstande denken vielleicht, daß, je größer die Versuchung ist, desto mehr dieselbe durch gesetzliche Strenge und durch das Maas des Uebels dem man sich, der Versuchung nachgebend aussetzt, verringert werden sollte. Aber beugen wir uns vor der ungemeynen Weisheit des Rheinischen Beobachters! Derselbe spricht noch schließlich seine Entrüstung aus über die ewigen „Eifersüchteleien zwischen Civil und Militair.“ Er ermahnt uns dringend, davon abzulassen: natürlich ist nur an uns Civilisten die Ermahnung gerichtet; denn den Officierstand erst noch solcher Ermahnung bedürftig zu achten, welche Vermessenheit wäre das! „Was ist denn das preussische Heer?“ ruft uns der Rheinische Beobachter zu. „Das Volk in Waffen“, antwortet er, das waffengeübte Volk. Was ist das stehende Heer? „Die allgemeine Volkskriegsschule.“ Und nun, er wird immer sentimental. „Und die Schulmeister an dieser Schule — das, nichts anderes sind in Friedenszeiten die Officiere der Armee, mit ihren ehrenwerthen Gehülfsen, den Unterofficieren. Schulmeister, Schulmeister sind sie, nicht blos in der Waffenführung, sondern — in aller Gesittung.“ — Wischen Sie, wischen Sie Ihre Thränen von den Backen ab, ich bitte Sie, ich thue desgleichen. — Aber heda, Herr Beobachter! heda! Bedenken Sie wohl, was Sie sagen. Also Schulmeister, nicht blos in der Waffenführung, sondern in aller Gesittung! Und unsers

Schulmeister sollen gelinder bestraft werden als wir, wenn wir beiderseits, Schulmeister und Schulkinder, in einen und denselben Fehler verfallen? Die „Schulmeister in aller Gesittung“ sollen in größerer Versuchung sein, die sittlichen Landesgesetze zu übertreten, als wir „Schulkinder in der Gesittung“? Und werden wir, als gute Schulkinder, denn nicht unseren Schulmeistern bald genug die leichtere Verführbarkeit zum Verbrechen ablernen, und nachdem wir hinlängliche Fortschritte darin gemacht haben, ganz ebenso würdig einer milderen Gesetzgebung sein als unsere Schulmeister? — O Herr Beobachter! o weiser Herr Beobachter! — Es ist doch ein köstliches Ding um eine lebhaftes Imagination. Die Herren Officiere, unsere Schulmeister in aller Gesittung! Da zum Beispiel, diese jungen Milchbärte, die eben vom Fähndrich zum Lieutenant avancirt, und noch ziemlich naß hinter den Ohren sind, die Schulmeister der alten Knasterbärte die zufällig unter ihrem Commando stehen, die „Schulmeister in aller Gesittung“! Wenn es so sein sollte, daß das Heer „das waffengeübte Volk“, der Dienst im stehenden Heere „die allgemeine Volksschule“ wäre, so sollte man doch denken, es müßten auch Lehrer an dieser Schule angestellt sein, die aus dem waffengeübten Volk hervorgegangen, mit dem in Waffen sich übenden Volke gleichsam aufgewachsen, in keiner Weise specifisch von ihm unterschieden wären, und deren Sittlichkeit genau nach dem Maßstabe der „allgemeinen“ Sittlichkeit „des Volkes“ bemessen werden könnte und nicht irgend einen aparten Maßstab nöthig machte; man sollte meinen, die Waffenlehrer des in Waffen geübten Volkes dürften keinen anderen point d'honneur haben, als den des in Waffen geübten Volkes selbst, und dieses keinen anderen als jene. Nun, der Herr Beobachter meint anders. Aber, das muß man sagen, ein ganz eigenes Korn haben seine Meinungen in dieser Materie. Wie er hinsichts der Zurechnungsfähigkeit der Officiere einem der Grundsätze jener Casuisten huldigt, deren Moral man die Jesuitenmoral zu nennen pflegt, so ist er auch darin Jesuit, — er, der Wächter auf der Zinne des Protestantismus, — daß er in den Officieren nicht die Person angesehen wissen will, sondern lediglich den von oben geordneten Beruf, und jeden Gelbschnabel, der das Officiersexamen gemacht hat, als einen „Lehrer des Volkes in aller Sittlichkeit“ quand même proclamirt. Es kostet dem Herrn Beobachter nichts, der unmittelbarsten Erfahrung, dem alltäglichsten Augenschein mit der Faust ins Gesicht zu schlagen; die Herren Officiere sollten, seiner Meinung nach, Götter sein, und hui, da sind sie's. Der Rheinische Beobachter ist ein Schalk; er hat immer einen kleinen Weg hinten herum, denkt und spricht immer so, daß die Sache ihren Sinn hat, wenn man sie grade, und auch ihren Sinn, wenn man sie verkehrt versteht; selbst sein Name ist ein artiges Kunststück dieser Art: er beobachtet nicht etwa, indem er auf die Dinge achtet,

sondern er nimmt uns unter seine Ob-Acht, d. h. Aufsicht, ist gleichsam der literarische Polizeieinspector, und in diesem Sinne Beobachter, Beaufsichtiger, Inspector, Superintendent.

Scherz bei Seite, ich finde es empörend, daß Anlaß gegeben ist, die Misere solcher Blätter, welche in jeder Nummer durch Taktlosigkeiten, Rohheiten und Erbärmlichkeiten unsere Verachtung oder unsern Spott herausfordern, mit der Sache der Regierung zu identificiren. Niemand kann geneigter sein, als ich es bin, wohlbedachte Maßregeln der Regierung gegen den Unverstand der einsichtlosen, leidenschaftlichen, wankelmüthigen Menge in Schutz zu nehmen, und in Anerkennung der unsäglichen Schwierigkeiten, von denen jedes Verwaltungswesen auf allen Seiten umringt ist, selbst offenbare Irthümer und Fehler der Behörden nur mit Nachsicht und Schonung zu berühren. Aber den Fehler, welchen man durch Unterstützung dieser elenden halb-officiellen oder officiösen Organe begangen hat, kann man, glaube ich, im Interesse der Regierung selbst, nicht scharf genug hervorheben. Der Gedanke, daß man der Presse nur dann eine größere Freiheit verstaten kann, wenn man sich erst eine Anzahl von Organen, welche die Sache der Regierung führen, verschafft habe, scheint ein Kind des Ministeriums Arnim zu sein, und ich vermuthe stark, ein Geisteserzeugniß dieses vormaligen Ministers, des Herrn von Arnim selbst. Herr von Arnim ist, so viel ich weiß, kein streng und formell gebildeter Bürokrat; er hat nicht so eigentlich von der Pike auf gebient, sondern immer in den Verwaltungszweigen, in denen er arbeitete, eine Art exceptioneller Stellung gehabt: er faßte die Bürogeschäfte, so zu sagen, und ich glaube sogar, nicht blos so zu sagen, sondern wirklich, mit Glatzschuhen an, nahm mehr Notiz von den Einrichtungen, als daß er sich von ihnen wie in Rad in der Maschine treiben ließ; und so mag es gekommen sein, daß das Wesen des Verwaltungsmechanismus mit seiner Person nicht verwuchs. Er blieb Ideen zugänglich, konnte sich die jetzt in Preußen zur Herrschaft gelangte Intention recht gut assimiliren, daß die Dinge sich organisch gestalten mußten, aber natürlich unter der Hand Derer welche die Macht haben, dem was sich gestalten soll, die Form zu geben; und wirklich zeigten sich, sobald Herr v. Arnim das Ministerium übernommen hatte, Versuche, allerlei Ideen zu realisiren, und auch diese, daß in der Presse die verschiedenen Richtungen, die der Regierung und die einer gewissen berechtigten Opposition, gewissermaßen Fleisch und Blut gewinnen sollten. Man glaubte, wenn ich mir die an den Tag gekommenen Verwaltungsmaßregeln und die gelegentlich in Verfügungen ausgesprochenen Maximen richtig deute, daß die zu hastig und auswüchsig emporgeschossene oppositionelle Presse erst wieder ein wenig gedämpft werden mußte, theils damit sie sich in den Bahnen

halten lernte, in welche das preussische „Princip“ sie einschränkt, theils damit die Regierung Zeit gewönne, Organe zuzubereiten, welche den jedesmaligen Standpunkt der Regierung behaupten könnten, ohne Gefahr zu laufen, daß ihre Stimme von dem allzu lauten Geschrei der oppositionellen Organe augenblicklich erstickt würde. So einschmeichelnd dieser Gedanke sein mochte, so ist er doch nichts weiter als eine Phantasmagorie, und mußte in seiner Verwirklichung, wie denn bereits geschehen ist, zum Nachtheile der Regierung ausschlagen. Eigentliche Regierungsorgane kann es in Preußen nicht geben. Was sollten diese wohl leisten? Die Principien vertheidigen, von welchen sich die Regierung leiten läßt? Aber diesen Principien stehen andere entgegen; die entgegenstehenden Principien sind von vorn herein unberechtigt, weil sie nicht die der Regierung sind, dürfen gar nicht zu Worte kommen, dürfen nicht dahin arbeiten wollen, wie in Frankreich oder England, sich selbst ans Regiment zu bringen: es ist also kein Kampf mit ihnen möglich; sie werden nach wie vor darauf beschränkt sein, sich ihr Bißchen Existenz hinterrücks zu erlisten; für die Regierungsorgane würde es aber immer gefährlich sein, dergleichen Mänober der principieell oppositionellen Presse wirklich und offen aufzudecken, weil dies nicht möglich ist, ohne die Principien der Regierung selber bloß zu stellen und preis zu geben. Oder sollten nur Maßregeln, Gesetze u. dergl. vertheidigt werden? Aber das könnte wirksam nur dadurch geschehen, daß man die Motive veröffentlichte. Die Motive veröffentlichen heißt aber, hundert Blößen statt einer geben; denn was auf der Welt ließe sich nicht angreifen? Es ist sehr gefährlich, solche Gesetze, welche nicht durch eine Volksvertretung berathen und genehmigt worden sind, hinterher nachdem sie dem Volke von der Regierung aufgelegt worden, einleuchtend machen zu wollen; denn das heißt nur, dem Zweifel Waffen in die Hand geben und die Lust der Unterwerfung unter das Gesetz schwächen. Oder sollten nur falsche oder böswillige und gehässige Mittheilungen und Aeußerungen der oppositionellen Tagespresse widerlegt und, wie man es nennt, berichtigt werden? Aber dieser Kampf mit der Hyder der oppositionellen Tagespresse, den jetzt wirklich die officiösen Organe, wie der Rheinische Beobachter und andere, führen, ist so kleinlich und widerig, daß er nur dazu dienen kann, mit den gedachten Organen die Regierung selbst, die doch über derartige Zänkereien im Gefühle ihrer Kraft und ihrer Würde erhaben sein sollte, in Mißkredit zu setzen oder verdächtig zu machen. Es ist für eine Regierung, wie die preussische, nicht wohlgerhan, mit der Presse zu transigiren. Sie kann nichts thun, als fest und ruhig ihren Gang gehen, ihre Principien, wenn sie welche hat, factisch aufrecht erhalten, und es darauf ankommen lassen, ob sie nicht in der Presse, — falls sie dieser, wenigstens innerhalb der geltenden Principien, einen freien Spielraum läßt, und

nicht aus Angst vor Popanzen, aus Empfindlichkeit u. dergl. ihr fogar innerhalb dieser Grenzen den Mund verbindet — Vertreter und Vertheidiger ganz von selbst finden werde; was zuverlässig nicht ausbleiben wird. — Freilich aber muß man gestehen, es kann bei einem solchen Verfahren nicht so ganz genau darauf gehalten werden, nur eine Opposition innerhalb der Grenzen der geltenden Principien zuzulassen, daß nicht auch die entgegengesetzten Principien sich in der Stille immer mit hindurch arbeiten sollten. Das muß man sich gefallen lassen; nichts in der Welt ist ewig, und die jetzt geltenden Regierungsprincipien, welche es immer seien, werden dereinst auch ihr Todesstündlein haben. Es ist für jeden Machthaber ganz richtig und natürlich, gegen die zerstörenden Kräfte, welche an seiner Lebenswurzel nagen, mit all seiner Gewalt sich zu wehren; aber eine Thorheit wäre es, zu wähnen, daß diese Kräfte jemals überwunden und vernichtet werden können. Wenn man nun nicht auf russische Art, oder auch nur auf österreichische das eigene Princip umschänzen will und kann, so muß man auch nicht im Kampfe gegen die feindseligen Principien so weit gehen, daß man sich selbst mit seinem eigenen Lebensprincip einmauert, und sich für dessen freie Entwicklung die Luft und das Licht entzieht. Man muß, um selbst zu leben und zu gelten, auch manches Widrige leben und gelten lassen. Man muß, um die Presse für sich zu haben, auch die Presse wider sich sein lassen. Dazu gehört freilich Muth und Klarheit, Besonnenheit und Standhaftigkeit.

V.

Notizen.

Saphir über sein Gesicht. — Das Rheinische Jahrbuch. — Russische Stroh-
fütterung. — Neue Moden in Berlin. — Das Cartell zwischen Preußen
und Württemberg.

— Saphir übt seinen Wit nicht blos an andern Leuten, sondern, wie es dem Humoristen gebührt, auch an sich selbst. Zur besondern Zielscheibe seines Spottes hat er das eigene Gesicht erkoren; jene in ganz Deutschland bekannte Physiognomie, die mehr einer pikanten Satyrnarve als dem Antlitz des Apoll von Belvedere gleicht; die mehr Ironie als Lyrik spiegelt, trotz der „wilden Rosen,“ die darin angedeutet sind. Die Unterschriften, mit denen er jedes neu erscheinende Porträt von sich in die Welt schießt, verrathen neben dem Wunsch, seinen Mangel an Eitelkeit zu zeigen, doch auch ein sehr menschliches laises Schmollen, welches ihn oft liebenswürdig kleidet, und den Schlaukopf in den Augen des Lesers verschönert. Einst schrieb er unter sein Konterfei:

„Zum Brechen ähnlich.“

Dies Wortspiel ist so ungerecht übertreibend, daß man nothwendig

mit einem tröstenden Compliment darauf antworten muß. Ein anderes Facsimile ist:

„Auch Gottes Ebenbild! — geschieht ihm schon recht.“
Damals war Saphir bis zum Scepticismus gekommen, so daß er philosophisch zu reden, mit einem heroischen Act der Selbstvernichtung, das Ich dem Himmel ins Gesicht schleuderte. Wehmüthige Resignation aber drückt die allerneueste Signatur aus, welche auf dem Titelbild zu seinen gesammelten Schriften steht:

„So ist mein Talent, so ist mein Gesicht.
Gefallen beide sie dem Leser nicht,
So sprech ich wie die „Jungfrau“ spricht:
Ach, es war nicht meine Wahl!“

— Das prachtvoll ausgestattete Rheinische Jahrbuch von Levin Schücking, bringt unter andern schätzenswerthen Gaben — Barnhagenschen Denkwürdigkeiten von 1809, Guskow'schen Gesprächen über Theaterschulen und der witzigen Bauernfeld'schen Reichsversammlung der Thiere — „Reliquien von A. W. v. Schlegel.“ Das Wichtigste darunter ist ein französisch geschriebener Brief an eine fromme Freundin, worin der Verstorbene sein Verhältniß zum Katholicismus, die künstlerischen Sympathien der romantischen Schule für den alten Glauben, die krankhaften Folgen davon und die falschen Schlüsse, die daraus gezogen würden, unumwunden auseinandersetzt; wie er selbst, von jenen Sympathien Anfangs hingerissen, sich zuletzt überzeugt habe, daß eine aus Künstlerstimmungen und Phantasiebedürfnissen zusammengestickte Orthodoxie nur eine künstliche und sein eigener „Christenglaube eine Illusion“ sei. Er habe sich entschlossen, „gegen sich selbst wahr zu sein und den Gedanken freien Lauf zu lassen, auf die Gefahr hin, zu Zweifeln und Verneinungen zu gelangen.“ Er halte sich dafür an die „ursprüngliche, angeborene und allgemeine Religion.“ Die Metamorphose seines Bruders F. Schlegel, der seit 1819 ein „Altkirer der Jesuiten geworden,“ scheint besonders Eindruck auf ihn gemacht und ihm die Augen geöffnet zu haben. Diese Geständnisse haben doppelten Werth im Munde eines Hauptes der romantischen Irrfahrer. Die übrigen Rococoflitter aus Schlegel's nachgelassenen Poesien haben viel Schätzerliches und machen einen um so trübseeligern Eindruck, wenn man darauf die nergelnden Epigramme liest, die Schlegel von seiner eingebildeten classisch-romantischen Höhe auf Schiller und Göthe herabzuschleßen wagt. — Noch ein Desterreicher, außer Bauernfeld, ist im Rheinischen Jahrbuch ein hochwillkommener, nur zu selten gewordener Gast: Anastasius Grün mit seinem Gedicht: „Ungebetene Gäste.“ Der Gedanke ist socialistisch, ohne Doctrin, die Ausführung das reizendste Gemälde, in dessen Schönheit die poetische Versöhnung liegt. Eine Jungfrau

tritt in einen Festsaal; sie ist ohne Makel an Leib und Seele, doch führt sie „an zarter Hand ein wüßt Gefolg unheimlicher Gestalten,“ die des Dichters Auge allein sieht; den armen Taucher, der für ihren Nacken die Perlen aus dem Meer geholt; den Bergmann, zu frühem Grab geweiht, der das Gold zum Schmuck für ihren Arm gegraben; den kranken Weber und den armen Knaben aus der Fabrik, der ihr die Bändchen wirkte. „Er selbst ein Seidenwürmlein — sterben muß es, bevor zum Flug entfaltet seine Schwingen“ u. s. w.

„Berstört, zerknickt, entweicht so viele Leben,
Daß Du ein Sündchen magst im Reigen schweben,
O Jungfrau, unschuldvoll und seelenrein!“

Ein kleinerer Dichter als Grün hätte einen herzlosen Prasser, oder eine hochmüthige Welt dame zum Träger dieser sinnvollen Bilder gemacht, aber poetischer ist es, zu sehen, wie die Sünden der Civilisation sich selbst an die unbewußte, unschuldige „Lichtgestalt,“ an das Schönste und Liebenswürdigste heften, was der Dichter kennt. Unsere Zeit, die so reich ist an Tendenzreimen, hat selten ein solches Tendenzgedicht.

— Ein russischer Professor, Namens Slastozierski, hat in den Petersburger Zeitungen einen Vorschlag gemacht, den man für eine zarte Satyre halten würde, wäre er nicht eben russisch. Der gute Mann hat nämlich gefunden, daß man der jetzigen Noth sehr leicht abhelfen könnte, wenn man den armen Bauern Stroh zu essen gäbe; denn Stroh, — nicht jenes, welches manche Leute in ihren Köpfen tragen, sondern wirkliches Stroh — enthalte „sehr viel Lichtstoff“ und dieser nähre die „organische Lebenswärme,“ wie man ja sähe, daß „die größten Ochsen“ bei diesem Futter erzogen würden. Da indess die russischen Bauern, durch die Beschaffenheit ihres Magens wenigstens, sich von den Ochsen unterscheiden, so brauchten sie die neuentdeckte Speise nicht in derselben Gestalt, wie ihre gehörnten Brüder, zu genießen: sondern sie könnten das Stroh klein hacken und ein Decoct davon machen. Das würde einen „zwar nicht wohl schmeckenden, aber für Bauern ganz gehörigen und nahrhaften Thee geben.“ Wer wird noch behaupten wollen, daß die Wissenschaft in Rußland keine Früchte trage! Welche Revolution in der Staatsökonomie! Wie würde der russische Adel im Auslande seinen Luxus und die russische Politik im Auslande ihre Freigebigkeit stetigern, wie viel Seelen würde Rußland jähelich mehr kaufen können, wenn es den neuen Sparthee unter den Bauern und in der Armee einführte. Die russischen Beamten in den Ostseeprovinzen sind, wie es scheint, auf den Vorschlag des wohlwollenden Professors bereits eingegangen, wenn auch nicht für sich selbst. Man hört nämlich, daß sie von den zwei Silberrubeln, die der Czar für jeden der verhungerten Bauern an der Ostsee be-

stimmt hat, regelmäßig nur einen halben austheilen. Natürlich. Für einen halben Silberrubel Stroh, — da kann sich ein Bauer schon satt essen.

— Der wohlbekannte Herausgeber der „Beiträge für praktische Polizei“ ist ein wahres Genie. Abgesehen von seinen polizeilichen Talenten, besitzt Herr Stieber eine patriotische Phantasie, die manchem Berliner Dichter Ehre machen würde; seine Beiträge werden künftig nicht bloß den polizeilichen, sondern überhaupt den guten Ton angeben und namentlich als Modenjournal, im höhern und nationalen Sinn des Wortes, zu Rathe gezogen werden. Neuerdings haben die Beiträge eine nicht bloß praktische, sondern eben so geschmackvolle, graciöse und sinnreiche Mode erfunden. Herr Stieber schlägt vor, daß jeder Preuße, der dazu berechtigt ist, immer die Nationalkokarde tragen soll. Dadurch würde man an öffentlichen Orten sogleich erkennen, in welcher Gesellschaft man sich befindet. Die Idee ist eine so fruchtbare, daß die großartigen Folgen ihrer Verwirklichung sich kaum übersehen, geschweige aufzählen lassen. Ein neuer Schwung wird in das preußische Nationalbewußtsein, ein neuer Glanz und eine bunte Farbenpracht in das berliner Leben kommen. Man denke sich einen schönen Frühlingstag unter den Linden! Welche Würde, welche gegenseitige Achtung läge in dem Gruß eines Paares nationalkokardenge schmückter Hüte! Und wie imposant für den Fremden! Der Einwurf eines Correspondenten der Deutschen Allgemeinen Zeitung, daß die Mode eine Verlegenheit für die Ausländer in Berlin wäre, ist nichtig; die Ausländer könnten sich ja eben so gut, durch das preußische Beispiel angespornt, bairische, österreichische, lippe demoldische, reuß-kreuzsche ic. Nationalkokarden anschaffen, um nicht für ehelose Verbrecher angesehen zu werden, dagegen würde man sogleich den Hochverräter vom Patrioten, einen Tschech von einem Stieber unterscheiden. Es ist anzunehmen, daß man in Theatern, Concerten und Kirchen ohne die Nationalkokarde keinen Zutritt erhielte, und daher stets in guter Gesellschaft wäre. Ja, die Revolutionärs würden es gar nicht wagen, sich öffentlich sehen zu lassen; denn Jeder würde gewissermaßen seinen Paß am Hute tragen. Nun noch eine Frage. Hat Herr Stieber denn gar nicht an die Preussinnen gedacht? Wenn man im Theater, bei Kroll oder im Thiergarten unter eine Schaar weiblicher Preußen geräth, so weiß man auch nicht immer, ob man sich in guter Gesellschaft befindet. Wohl verstanden, der Begriff „gute Gesellschaft“ ist hier etwas strenger zu nehmen. Wäre es nun nicht praktisch und wünschenswerth, auch den Preussinnen, je nach ihrer weiblichen Tugend und Unschuld, die Nationalkokarde an die Haube zu nähen oder nicht?

Sehr wichtig und sehr zu bewillkommen ist eine zwischen Preußen und Württemberg kürzlich abgeschlossene Uebereinkunft, welche für die gegenseitige Uebernahme von ausgewiesenen Individuen ein System festsetzt. Es werden verschiedene Kategorien von Staatsangehörigkeit darin festgesetzt. In erster Reihe stehen jene, welche das Staatsbürgerrecht besitzen, oder auch solche, die es wieder eingekauft, aber in andrem Staate noch nicht aufgenommen worden sind. In die zweite Reihe der Staatsangehörigen kommen solche, die von heimatlosen Eltern in einem oder dem andern Staate geboren sind. (Unter dem Begriffe Eltern bestimmt das Gesetz bei ehelichen Kindern den Vater und bei unehelichen die Mutter.) In dritter endlich diejenigen, welche in einem oder dem andern Staate (obschon weder daselbst geboren noch als Unterthanen aufgenommen) sich verheirathet und unter Beobachtung der gesetzlichen Vorschriften eine Wirthschaft angelegt haben. Viertens endlich diejenigen die 10 Jahr im Staate gelebt haben. Nach diesen vier festgesetzten Kategorien bestimmt nun das Cartell das Verhalten der Behörden, im Falle ein Ausgewiesener in dem einen Staate die erste Kategorie und im andern die zweite Kategorie der Staatsangehörigkeit hat. Bei Streitigkeiten über die man sich nicht vereinigen kann, soll einer der Bundesstaaten als Schiedsrichter gewählt werden. Die Wahl dieses schiedsrichterlichen Bundesstaats steht demjenigen der beiden streitenden Staaten zu, welchem die Aufnahme des Ausgewiesenen zugemuthet wird. — Die einzelnen Paragraphen dieses Cartells lassen zwar noch manche Kritik zu, und vor Allem wird uns nicht klar, warum ein Staat überhaupt ein Individuum ausweisen kann, das 10 Jahre in demselben gelebt oder daselbst sich verheirathet und eine Wirthschaft angelegt hat; wir begreifen nicht, warum in einem solchen Falle, den doch das Cartell selbst als eine Stufe der Staatsangehörigkeit betrachtet, der betreffende Staat das Recht haben soll das Individuum fortzuschicken und es dem andern Staate zuzuweisen. Indessen ist dieser Tractat doch wenigstens eine Feststellung gesetzlicher Verhältnisse und hebt die schreiende Unordnung auf, deren Opfer in letzterer Zeit so Viele geworden sind, und wir wollen wegen des Verdienstes im Ganzen, das Mangelhafte der Einzelheiten übersehen. Daß aber eine solche Uebereinkunft, welche doch das U. B. C. der deutschen Staatsangehörigkeit berührt, erst im Jahre 1845 abgeschlossen wird, dieß wirft ein trauriges Licht auf die tausend Wunden und Widersprüche an welchen die sogenannte deutsche Einheit leidet.

Verlag von Fr. Udw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrá.